Die Kämpfe am Wytschaetebogen.

Die britische Offensive in Flandern. — Besetzung von Wytschaete und Messines. — Die moderne Positionsschlacht.

12. Juni.

In Flandern markieren Dixmuiden und Ypern die beiden Hauptstellen, an denen die deutsche Heeresleitung in dem ersten Kriegsjahre zu wiederholten Malen versucht hat, sich nach Calais und an die französische Kanalküste freie Bahn zu brechen. Bei Ypern geschah das hauptsächlich in den letzten Oktober- und ersten Novembertagen des Jahres 1914. Es gelang damals den in diesem Abschnitt dislozierten englischen Streitkräften, die aus drei Infanterie- und einem Kavalleriekorps bestanden, nur mit Mühe, den mit etwa fünf Korps versuchten deutschen Durchbruch zu vereiteln. Hätte nicht General Foch, der gegenwärtige französische Generalstabschef im Kriegsministerium, dessen Ruf sich neben den Marneschlachten hauptsächlich von Ypern her schreibt, an französischen Truppen herangeführt und in den Kampf geworfen, was er erreichen konnte, so hätte es für die alliierten Heere hier leicht zur Katastrophe kommen können. Seinem energischen Eingreifen und der Kampftüchtigkeit seiner Truppen ist es zu danken, daß zwischen Ypern und Armentières der Frontverlauf entstanden ist, der mit wenig Veränderungen jahrelang vorgehalten hat, und der in der kleinen Skizze durch den breiten Strich angedeutet ist.

Dieser Frontverlauf hatte das Kennzeichnende, daß die deutschen Stellungen zwischen Ypern und der Douve einen nach Westen ausspringenden Winkel bildeten, der durch die beiden Ortschaften Wytschaete und Messines markiert wird und darum in den deutschen Heeresberichten als der „Wytschaetebogen" bezeichnet worden ist. Da dieser ausspringende Winkel zugleich noch eine Höhenstellung repräsentiert, die man aber nicht mit unsern Begriffen messen darf, da ihre höchste Erhebung nur 74 Meter über Meer liegt, so war er einer Bastion zu vergleichen, die nicht nur dauernd eine flankierende Bedrohung für die britischen Stellungen um Ypern und südlich der Douve bildete, sondern den deutschen Batterien und der Artillerieleitung auch einen vorzüglichen Beobachtungspunkt lieferte. Es ist daher zu begreifen, daß die Deutschen diese Stellung mit allem fortifikatorischen Raffinement, das ihnen eigen ist, ausgebaut haben, wozu der leicht zu bearbeitende flandrische Mergelboden geradezu eingeladen hat. Aber es ist auch verständlich, daß eine britische Offensive in Flandern keine Erfolgsaussichten haben konnte, so lange sich diese formidable Bastion in feindlichem Besitz befand. Ihre Wegnahme mußte daher für die britische Heeresleitung das erste Offensivziel bilden. Dieses an sich beschränkte Ziel ist am 7. Juni durch den Angriff der britischen Armee Plumer erreicht worden, denn er hat zur Eroberung der Bastion und zur Besetzung von Wytschaete und Messines geführt, auch die deutsche Frontleitung zu einer Zurücknahme ihrer vordersten Stellungen auf eine Linie veranlaßt, die von Hollebeke aus über Gapaard nach Ploegsteert verläuft. Hieran haben deutsche Gegenangriffe, die an den folgenden Tagen mit herangeholten frischen Kräften unternommen worden sind, nichts zu ändern vermocht. Aber auch die britische Offensive ist, von den üblichen Abrundungsarbeiten abgesehen, nicht weiter gegen die deutschen Stellungen vorgetragen worden. Man hat sich, der bis jetzt bewährten Methodik folgend, mit der fortifikatorischen Sicherung und Einrichtung des gewonnenen Geländes begnügt, und will sich zuerst infanteristisch, aber namentlich artilleristisch zuverlässig basieren, bevor zu weitern Operationen übergegangen wird.

Bei der modernen Positionsschlacht, wie sie sich auf dem westlichen Kriegsschauplatz herausgebildet hat, sind drei Schlachtphasen zu unterscheiden: die Luftschlacht, die Artillerieschlacht und die Infanterieschlacht. Der Erfolg in der einen ist die Bedingung für das Gelingen der andern. Die Luftschlacht klärt auf und gibt die Mittel für die artilleristische Feuerregulierung, bringt den Bodengewinn und sichert seinen Besitz. Diese drei Phasen sind in der vierten Ypernschlacht besonders deutlich zum Ausdruck gekommen. Aber die britische Heeresleitung hat ihnen noch eine vierte beigefügt, die man die Minenschlacht nennen kann. Unter Ausnützung der günstigen Bodenart Flanderns waren von den britischen Minenwerfern neunzehn Minenstollen unter die deutschen Stellungen im Wytschaetebogen getrieben und, wie es heißt, mit 600 Tonnen Sprengstoff geladen worden. Man kann sich einen Begriff von dieser Sprengstoffmasse machen, wenn man bedenkt, daß zu ihrem Transport vierzig Eisenbahnwagen mittlerer Tragfähigkeit erforderlich gewesen sind. Diese Minen sind dann kurz vor dem Infanterieangriff während einer in die Artillerieschlacht eingelegten Pause fast gleichzeitig zur Sprengung gebracht worden. Ihre Wirkung erklärt die große deutsche Gefangenenzahl, die geringen britischen Verluste und die verhältnismäßig rasche Erledigung des ganzen Angriffs. Bekanntlich hat im nordamerikanischen Sezessionskrieg Grant zur Bezwingung der von Lee verteidigten Petersburger Linien es einmal mit dem gleichen System versucht, allerdings ohne vom Erfolg begünstigt zu sein. Die Sprengung einer Mine, die mit vier Tonnen Schwarzpulver geladen war, wurde lange Zeit hindurch als eine ganz besondere amerikanische Leistung angesehen.

Zu dem ganz besondern moralischen Impuls, den das britische, aber auch das französische Heer durch diesen Offensiverfolg in Flandern erhalten haben, gesellt sich dessen spezifisch artilleristische Bedeutung. Mit der Einnahme der Wytschaete-Messines-Position ist jetzt die britische Front im Besitz von drei vortrefflichen Beobachtungsstellen, die freien Ausblick in nordöstlicher und östlicher Richtung gewähren: im Norden die eben genannte Stellung, im Zentrum die Vimpkrete und im Süden die Erhebungen an der Ancre östlich von Albert.

* * *

In den übrigen Frontabschnitten des westlichen Kriegsschauplatzes hat sich nicht viel ereignet, das der Situation ein anderes Gepräge verleihen könnte. Die eigentliche Tätigkeit besorgt gegenwärtig auf ganzer Front die Artillerie. Dazu kommen vereinzelte infanteristische Vorstöße und Tastversuche, die sich auf den britischen und den französischen Abschnitt zwischen dem Ypernkanal und der Suippe verteilen und die besonders am Souchezbach und am Chemin-des-Dames einen etwas heftigeren Charakter angenommen haben.

Der Wytschaetebogen.

Pariser Streiks.

Aus Paris wird unterm 29. Mai nach der Schweiz gemeldet: Der Streik der Midinettes, mit denen das Publikum und die öffentlichen Gewalten sympathisiert hatten, weil es nur recht und billig ist, daß die Zierde und der Sonnenschein von Paris nicht Mangel leiden, bildete den Auftakt zu einem ganzen Rattenkönig von Streiken, die um vieles prosaischer waren. Daß den Schneiderinnen die Modistinnen, die Korsettmacherinnen, die Konfektionseusen auf dem Fuße folgten, war begreiflich; man erfuhr bei dieser Gelegenheit wieder einmal, was für Hungerlöhne in gewissen vergessenen weiblichen Branchen noch immer existieren, ja seit dem Kriege von neuem Platz gegriffen hatten. Die Forderung der Modistinnen lautete in erster Linie: Wiederherstellung der Lohnskala vor dem Kriege, denn zahlreiche „Patrons" hatten unter dem Vorwande einer ungünstigen Konjunktur (es ist richtig, daß die Mode unter den Verhältnissen stärker litt als die Schneiderei) und weil die Arbeiterinnen zu Beginn des Krieges mit jedem Salär vorlieb nahmen, die Löhne um die Hälfte herabgesetzt. Eine erste Appreteuse verdiente in normalen Zeiten 100 Fr., eine zweite 75 Fr., eine Garnitererin 150 Fr. im Monat; für petites mains und Lehrlinge mußten 50 und 20 Fr. bezahlt werden. Es liegt auf der Hand, daß unter den heutigen Verhältnissen, wo sich die Kosten der Lebenshaltung verdoppelt haben, eine alleinstehende Arbeiterin damit nicht auskommt; die Modistinnen verlangten wie die Schneiderinnen 30 Fr. monatliche Teuerungszulage, 15 Fr. dort, wo sie das Mittagessen im Atelier erhalten, ferner die Abschaffung des Fadengeldes, die Reduktion der Bußen, den freien Samstagnachmittag. Die Prinzipale oder besser gesagt Prinzipalinnen willigten nach kurzen Verhandlungen ein, unter der Bedingung, daß die Modistinnen im Falle „pressanter Arbeit" den Samstag und Sonntag opferten, wie dies früher bei den Rennen öfters vorkam.

In dem Maße als die Streikbewegung in die unteren Frauenberufe herabstieg, änderte sich das Aussehen der Straßenumzüge. Die Frauen manifestierten nunmehr barhäuptig und in der Arbeitsschürze; ein größerer Ernst, vielfach auch ein rauherer Ton, eine resolutere Geste kennzeichneten die neuen Streikbataillone; Pelzmacher und Pelzmacherinnen, Konfektionseusen, Militärschneiderinnen, Federfabrikantinnen (die berüchtigten Plumassières) durchzogen die Pariser Straße, eine anarchistische rote Masche im Haar, voran die Trikolore schwingend. Man fühlte, daß hier die sozialistisch erzogene Arbeiterin in die Arena trat, die in hartem Ringen ums Dasein die Koketterie verlernt hat, die nicht wie die Midinette auf den Glücksfall hoffen kann, der sie von der Straße in die elegante Karosse hebt, wo sie ihrerseits fleißigen Arbeiterinnenhänden befehlen darf. Aber etwas Neues, Feierliches lag auch auf diesen Frauengesichtern: das Bewußtsein ihrer korporativen Persönlichkeit, der Wille, Disziplin und Ordnung einzuhalten, die Entschlossenheit der Schwachen, die sich von einer gerechten Sache durchdrungen fühlen. Ich habe von meinem Fenster aus zugesehen, wie eine Gruppe Knopfmacherinnen die Arbeitskameradinnen einer benachbarten Firma zum Streik „debanchierte" (verführte), wie der französische Ausdruck lautet. Und ich habe den Mädchen meinen Respekt nicht versagen können für die korrekte, leidenschaftslose Art, mit der sie ihrer Sache Anhänger warben. Vor dem Portale des Geschäftshauses macht die Kolonne Halt, der weibliche Fähnrich pflanzt sein Banner auf, und drei Delegierte begeben sich in die Arbeitsräume. Fünf Minuten, zehn Minuten vergehen, bis die Wortführerinnen zurückkehren, begleitet von den neuen Streikrekruten. "Eh bien, nous voilà!" stellen sich diese vor, worauf der Zug in Händeklatschen und Bravorufe ausbricht. Rasch formiert sich die Marschkolonne und unter den Klängen des Streikliedes geht es nach der Arbeitsbörse. — Die völlige Abwesenheit des Alkohols und der Brutalität erhebt diese Manifestationen hoch über ähnliche Veranstaltungen der Männer. Die Polizei toleriert sie als ein republikanisches Recht, soweit sich der beruflichen Korporationen keine fremden Elemente anschließen. Es konnte nicht ausbleiben, daß sich allmählich auch die Männer zu rühren begannen und in einer Anzahl gemischter Berufe mit ihren weiblichen Kollegen gemeinsame Sache machten. Die Stimmung des Publikums war diesen um so weniger günstig, als sie sich aus „Embusqués" und Ausländern rekrutierten, denen man eine Störung der öffentlichen Ordnung nicht verzieh. Die Polizei erhielt scharfe Instruktionen, und der Gouverneur von Paris untersagte den Urlaubern die Beteiligung an den Demonstrationszügen.

Den Kulminationspunkt hatte der Streik am Samstag erreicht, wo in den großen Lebensmittelgeschäften, Félix Potin u. a., sowie in den Bouillons und populären Restaurants das Dienstpersonal die „Schürze zurückgab", teils um die Teuerungszulage, teils um die Abschaffung der Gebühr an den Wirt (suppression des frais) zu erzwingen. Auch dort, wo die Kellner nicht streikten, sahen sich vielfach die Restaurateure veranlaßt, die Rolläden zu schließen, um Zusammenstöße zwischen Syndikalisten und Gelben zu vermeiden. Die Folge war, daß den Boulevards entlang, um den Ost- und Nordbahnhof Hunderte von Urlaubern und zugereisten Besuchern aus der Provinz (es war der Vorabend von Pfingsten) mit knurrendem Magen umherirrten. Mit der Popularität der Streiks war es seit jenem Abend vorbei.

Die Festtage verliefen über Erwarten ruhig und zu Beginn der neuen Woche berichteten die Zeitungen nur von vereinzelten Arbeiterausständen. Die Angestellten der Warenhäuser, der Banken, staatlicher Verwaltungen, des Telephons, hatten ihre Teuerungszulage vielfach durch bloße Palastrevolution erreicht, ohne auf die Straße gehen zu müssen. Den Berufsgruppen der Bekleidung und der Nahrungsmittel folgten diejenigen der Papierbranchen, der Kommunal- und Eisenbahnverwaltungen. Es läßt sich voraussehen, daß die Bewegung erst zur Ruhe kommen wird, wenn durch das gesamte Pariser Wirtschaftsleben jedermann seinen Franken — les vingt sous der Midinettes — Lohnzuschuß in der Tasche hat. Die englische Arbeitswoche wurde inzwischen durch Gesetz für die Dauer des Krieges in sämtlichen weiblichen Berufen eingeführt, und Léon Bourgeois sprach bei diesem Anlaß im Parlament sympathische Worte an die Adresse von Arbeitgebern und Arbeiterinnen, die sich auf korporativem Wege anerkennen und verständigen gelernt haben. Der Streik der Midinettes aber wird als ein Zeichen der Zeit in ganz Frankreich Schule machen: „Alle Achtung", meinte zu mir in einem entlegenen Dorfe des Orléannais ein Bauer, „alle Achtung vor den Frauen von Paris! Die wissen sich durchzusetzen!"

Der Frontkeil zwischen Toul und Verdun.

Von einem Neutralen.

Hinter der deutschen Front, Anfang Juni.

Wiederum rennt das Auto der Front zu. Diesmal in der weiten Senke, die ehedem eine französische Schmalspurbahn in der Richtung auf Apremont und weiterhin auf Commercy und Toul durchlief. Hier läßt sich der Anblick des Zerstörungswerkes in den Ansiedlungen eher ertragen, da rasch und weit über sie und die nach der Maas hin vorgelagerten, kreuz und quer von Tälern durchschnittenen Waldhöhen hinaus die berühmte deutsche Keilstellung nach St. Mihiel vorgetrieben worden war. Die emsige Hand des deutschen Soldaten hat geholfen, dem Verfall Einhalt zu gebieten. Im Weichbild der Dörfer entfaltet sich ländliches behagliches Leben mit Kuhgebrumm, Gemüsebeeten und zündroten Blumen. Einen Ort von kultivierter, schwermütiger Schönheit hat sich das Armeeoberkommando als Wohnsitz ausgewählt: das parkumstandene Schloß von X. Es soll dort ein prächtiges Arbeiten sein, da in das Knistern der Generalstabskarten höchstens das Rauschen der Bäume zu dringen vermag, vielleicht demnächst auch wieder das Rauschen eines Teiles Weltgeschichte . . .

Auch der Waldrücken, der seine Begleitung zur Rechten der Straße aufnimmt, hat noch wenig an seiner ursprünglichen Schönheit eingebüßt. Ganz überraschend öffnet sich uns plötzlich ein Einschnitt in das grüne Massiv, und wo man weiche Hohlwege erwartete, wie sie ja früher auch bestanden, schlingen sich nun in gewaltigen Serpentinen breite, beschotterte und gewalzte Heeresstraßen auf die Höhe hinauf und drüben nach der Maas hinunter. So ist der exponiert an die Maas vorspringende Frontteil von St. Mihiel organisch an die außerordentlich ausgebauten Verkehrswege der Woevre-Ebene angegliedert worden.

Ein großes Orchester ist im Wald versteckt. Das Lied der Amseln wird vom Singsang der Brunnen, vom schmetternden Klang der Aexte, von hellen Kommandorufen und von dem an den Ton der Kastagnetten und Tamburine gemahnenden Schaufelklirren begleitet. Die Brunnen rauschen dicht am Wege. Dort wurden sie fein säuberlich gefaßt und in Becken geleitet, die die Pioniere nach allen Regeln solider Kunst aus Stein gemeißelt und mit Inschriften versehen haben. Straßen, Wege, Brunnenbassins, Häuser, Unterstände — alles ist wie für die Ewigkeit angelegt.

Kurz bevor wir in das gegen die Maas sich öffnende Waldtal hinabrennen, treffen wir auf ein Auto, dem ein General, Exzellenz und Pascha, entsteigt. Er überantwortet uns einen höheren türkischen Offizier und erkundigt sich bei dem Schweizer rasch nach seinen Winterthurer Verwandten. Dann weiter! Wir nähern uns der Feuerzone. Der Wiesengrund unter den hohen Eschen und Erlen ist von Granattrichtern wie zerfressen. Mitten im Chaos, umsäumt von junggefiederten Silberweiden und in die liebliche Bachserpentine geschmiegt, liegt ein kleiner Kriegerfriedhof.

Die sonderbaren Eindrücke häufen sich. Aus dunklem Tannengrund stechen die grellweißen Kasernenfassaden von St. Mihiel hervor; die obern Mauerränder sind in fast regelmäßig verlaufenden Bogen abgesägt, oder besser wohl: abgeschmettert durch das aus parallel gewellten Waldpartien kommende Granatfeuer. Die ersten in südlichem Stil gehaltenen, grellgelben Häuser St. Mihiels stehen großteils noch unbeschädigt in ihren üppigen Gärten. Gegen die Maas hinunter ändert sich das Bild. Bis auf die Hauptstraße hat kaum ein Haus seine frühere Gestalt bewahrt, und am Flußufer herrscht vollends das Grausen — die Spur der früheren Kämpfe, der späteren systematischen Beschießungen mit großkalibrigen Geschützen und der zahlreichen Fliegerangriffe. Dazwischen haust nun die französische Zivilbevölkerung. Auf den freigelegten Straßen spielt die schnellvergessende Jugend mit Kreiseln; Frauen entfernen die Steine, die ihnen ihre Landsleute mit den Granaten in den Garten geworfen, und hacken und jäten in der prallen Frühlingssonne. Auf der von den Deutschen wieder hergestellten Maasbrücke versuchen sich halbwüchsige Jungen im Angeln. Trotz dieses scheinbaren Wohlbefindens der Einheimischen hat der Krieg unter ihnen schon viele Opfer gefordert. Am Tage unseres Besuches wurde eine Frau beim Reisigsammeln auf einer benachbarten Höhe von einer Gewehrkugel ins Herz getroffen.

Zurückblickend auf das für eine starke Anlehnung so überaus günstige Waldmassiv, staunt man über das keck in die Talsohle vorspringende Stück deutscher Besetzung. Einzig das überragende Fort Römerlager (Fort du Camp des Romains), in dessen Mittagsschlagschatten St. Mihiel liegt, gibt die Aufklärung über die Wichtigkeit und Stärke dieses Keils. Der Anstieg von der Stadt her vollzieht sich ziemlich gemächlich, während der Absturz nach der Maasschleife, an der sich die Franzosen halten, überaus steil ist.

Bayrische Truppen vor König Ludwig III. von Bayern, nahe Toul.

Blick auf Fort Camp des Romains.

Wie in eine fremde Welt versetzt, beginnen wir den Aufstieg zu der runden Festungskuppe. Der Geschützdonner und die Landschaft würden in mir die Erinnerung an ein Gewitter in den Alpen wachrufen, wenn nicht manches an seltsame Wüstengebilde gemahnen würde.

Das erste Bild: Die grüne Halde ist von kleinen Enzianen blau getupft. Ueber der Frühlingswiese liegt gleißende Sonne, Föhnstimmung; doch keine Wetterwand warnt vor dem Blitz, der dem anschwellenden Donner vorangeht. —

Das zweite Bild: Wir haben die Wüstenzone überschritten und suchen unsern Weg durch ein Kraterfeld. Plötzlich ist die Hölle los. Im grabenzerschnittenen Höhensattel, aus dem ohnehin schon in hellgelben, steinigen Haufen die Eingeweide der Erde herausquellen, hauen Granaten ein. Die Einschläge folgen sich in lückenloser Kette, 100—150 Meter zu unserer Linken. Jeder wirft eine gewaltige Erdfontäne in die Höhe. Dort teilen sich die Staubsäulen und durchschwängern die Luft als gelbige Rauchschwaden, deren glitzernde Körner allmählich in Mund und Nase der Wandernden eindringen. Hoch über dem ununterbrochenen Blitzen und Krachen aber flattert eine Lerche und singt, singt . . . Ist sie toll? Ihr Jubilieren bohrt sich ins Gehirn, und schließlich vollzieht sich in mir der Prozeß vom Wirklichkeitsgefühl zum traumhaften Zustand. So mag es dem singenden Vogel selber gehen. —

Die Offiziere sind wie unbeteiligt geblieben. Bevor wir im Laufgraben verschwinden, zieht einer seinen Kodak hervor und knipst seelenruhig eine der auseinanderspritzenden Granaten. Dieses Beispiel von Nervenstärke, sowie die Kühle der Felsenkeller im Fort und die Worte der uns empfangenden Besatzungsoffiziere wecken mich wieder aus dem hypnotischen Zustand. Da oben ist ruhige aber herzhafte Wirklichkeit, sind prächtige Vollblutmenschen — Bayern. Einer der Offiziere, der Sohn des früheren bayrischen Ministerresidenten in Bern, holt Berner Reminiszenzen hervor und erkundigt sich nach Bekannten, die dort gemeinsam mit ihm die Schulbank drückten. Auch zu den andern, namentlich zum Fortkommandanten mit den kühngeschnittenen Zügen, ist rasch die Brücke herzlichster Verständigung geschlagen.

Der Gang durch das Fort! Ich darf wenig davon berichten, will nur erwähnen, daß die riesigen Gewölbe und Steinwände, die den außen völlig unsichtbar sind, nun aus Quadern dreier großer Nationen bestehen, aus römischen Fundamenten, französischer Fortsetzung und deutscher Vollendung. Der Mörtel zwischen den beiden letzten Bauphasen ist so granithart geworden, daß man nur wünschen möchte, es entständen zwischen den entzweiten Völkern auch einmal so dauerhafte Beziehungen. Von der einstigen Beschießung durch die Deutschen erzählen einzig noch ein nach der deutschen Seite hin eingestürzter Wallgraben, die Trümmer, die ehemals die Behausung des französischen Fortskommandanten dargestellt haben mögen, und etwa noch ein Franzosengrab, das sich an die äußere Brüstung anschmiegt.

Sonst ist alles auf Fröhlichkeit gestimmt. Die Mannschaft pfeift und singt beim Karren in den Kellergewölben, Soldaten und Offiziere erkundigen sich gegenseitig nach ihrem Befinden, die Befehle werden in fast liebenswürdigem Tone erteilt. Und doch sitzt ein Schneid und ein Zusammenhalt in dieser Familie, der den Schweizer mit Neid erfüllen muß. Gleichsam der „Vater des Ganzen" ist der Regimentskommandeur, Oberst St . . . Seine Ursprünglichkeit und seine bei aller Straffheit gewinnende Wesensart lassen es mir begreiflich erscheinen, daß der letzte Mann für ihn durchs Feuer gehen würde.

Der Ausblick ins Land ist ein überwältigender. Die Stirnseite des Forts stößt weit an die Maas vor, die sich 150 Meter tiefer in trägem Laufe durch das Tal windet. Die kleine Maasbrücke unten, die wir mit einem Steinwurf erreichen könnten, ist unversehrt, der jenseitige Brückenkopf, das Dorf Ham, dagegen eine völlige Ruine: zusammengeschossen, ausgebrannt, tot. Und doch haust darin eine französische Feldwache. Wenn wir uns die Mühe nehmen, durch das Scherenfernrohr einige Minuten die Brückenbarrikade zu beobachten, sehen wir den Mann dahinter sich bewegen und herüberängen. Der Verkehr der Feldwache mit den zurückgezogenen französischen Gräben ist nur bei Dunkelheit möglich. Querfeldein läuft ihr ausgetretener Fußpfad. Desgleichen werden neue Gräben nur des Nachts aufgeworfen; die Arbeit der letzten Nachtstunden ist deutlich am gelbbraunen Strich erkennbar, der sich durch das kahle dunkle Feld zieht. Zwischen den beiden Grabensystemen und weit über die französischen Stellungen hinaus graut die absolute Oede des Schlachtfeldes. An der Halde, die in der Ferne hinter einem französischen Ort ansteigt, erhebt sich — sonderbar — ganz unversehrt ein großes Landhaus. Es ist die von den deutschen Geschützen verschonte Villa Poincarés.

Zur Rechten öffnet sich das Tal in der Richtung Verdun, das im blauen Dunst nicht erkennbar ist. Ein runder waldiger Talriegel davor wird uns als Fort de Troyon bezeichnet. Auf einen nähergelegenen Ort deutend, meint unser bayrischer Fortkommandant: „Dort liegt mein Kollege von der Gegenfokultät mit seinem Stab." Den Umrissen der deutschen Fortifikation in Kilometerweite parallel folgend, überschreiten die beiden Grabensysteme die Maas nach dem deutschen Ufer hin. Den Verkehr von Ufer zu Ufer, das heißt zwischen den an den Fluß anstoßenden Gräben, vermögen die Franzosen aber nordwärts nur durch Springen von Stein zu Stein der in die Fluten zusammengestürzten Brücke aufrecht zu erhalten, südwärts überhaupt nur durch Schwimmen. Beides ist nur nachts möglich. So sehr beherrscht das Fort Römerlager die weite Flußlandschaft und das jenseitige Gelände. Nicht die geringste Aenderung im weitesten Umkreis kann der Besatzung auf der Höhe verborgen bleiben. Das ist das Geheimnis und die Bedeutung dieses deutschen Frontteils. Der steile Absturz nach der Maas, der ungeheuer viel mehr Terrainschwierigkeiten bietet, als der Aufstieg von deutscher Seite her, mag für die Stärke des Klotzes sprechen.

Das seltsamste hier oben ist wohl der Blick auf den „Wald" von Ailly in der Richtung Toul. Nur Sträuche und wie Streichhölzer über die gelben Steinmassen gelegte Stämme zeugen davon, daß hier Millionen-Werte an Wald niedergeschmettert wurden. Ein Bergsturz hätte nicht gründlicher arbeiten können. In dieser Steinwüste nähern sich die deutschen und französischen Gräben auf dreißig Meter! Sie sind aus der Ferne wie eine feine, gezackte Doppellinie anzusehen.

Alles tot, wie auf Jahrhunderte hinaus — armes Land! Wieder kommt der traumhafte Zustand über den Beschauer, so daß er den Kopf ohne Bewußtsein für das Exponierte der Stellung recht unverständig weit über die vorderste Brüstung emporhebt. Ein energischer Ruck am Rock und ein Anruf, der klingt wie Heinzs „Doktor, sind Sie des Teufels?" reißen ihn in die Grabentiefe und in die Wirklichkeit zurück. . . .

Das schöne Zusammensein mit den Bayern fand seinen Abschluß an der blumengeschmückten Tafel eines Regimentsstabes in St. Mihiel. Was ich dort an guten Worten zugunsten meiner neutralen Heimat zu hören bekam, beschämte mich fast, und das feine Verständnis, das die bayerischen Herren für die eigenartige Lage und Gestaltung der Schweiz bewiesen, verstärkte die Sympathie für die dem Wesen des Berners so ähnliche Wesensart der Bajuvaren. Was Oberst St. endlich in seiner markigen Ansprache vom „Durchhalten" sagte, gewann nach dem Gesehenen und Erlebten des unvergeßlichen Tages besondere Bedeutung. Heute, im Sommer 1917, spricht man bereits davon, daß der deutsche Frontteil zwischen Toul und Verdun noch einmal in blutigstem Ernst auf seine Stärke geprüft werde!